

11. September 2001

Der Tag, der Tod, die Lebenden

Von Bernd Hendricks

Als Bürgermeister Rudolph Giuliani, übersät mit Splittern aus Stein und Glas, aus seiner Deckung heraus zum letzten Turm blickt, sieht er, wie mehrere Menschen aus einem oberen Stockwerk springen. Sie halten sich an den Händen. Sie lassen nicht los, als Schwerkraft und Sturzwind an ihren Körpern zerren, und sie halten sich immer noch, als sie in der Wolke aus Staub und Feuer verschwinden, die sich in den Straßen ausweitet. Es ist ihr letzter Körperkontakt zur Menschlichkeit.

*

Um elf Uhr morgens bricht das 24-Stunden-Kreislaufsystem der Stadt, das Subwaysystem zusammen. Hundertausende Menschen strömen aus den U-Bahnstationen und gehen nordwärts den Broadway entlang. Sie schweigen, ihre Gesichter sind ernst. Nur ihre Schritte und Autoradios sind zu hören. An der Ecke Broadway, 86th Street hat ein Würstchenverkäufer die Fenster seines Lieferwagens heruntergekurbelt. Wir stehen als Gruppe von fünf oder sechs Leuten zusammen und hören, daß der zweite Turm zusammenfällt. Wir hören, daß auf einem Feld in Pennsylvania ein Flugzeug zerschellt ist. Wir hören Schluchzen: eine Frau zieht heftig an ihrer Zigarette, eine Wasserflasche fällt aus ihrer Hand, sie bricht in Tränen aus. Ein Fremde umarmt sie. Eine andere Frau bekreuzt sich vor einem Fremden, der ihr zunickt. Wir hören, daß auf den Straßen der Westbank gefeiert wird. Der Würstchenverkäufer heult auf, schüttelt den Kopf, verletzt und sprachlos. Ein paar Häuserblocks südlich öffnet ein Restaurant die Türen für alle New Yorker, die TV-Nachrichten sehen wollen. Kellnerinnen bitten uns, Getränke und Brote anzunehmen.

*

Jemand wählt mit dem Mobiltelefon die Nummer von G., ein holländischer Freund, der in einem Touristikunternehmen gegenüber dem World Trade Center arbeitet. Er meldet sich und erzählt seine Geschichte. Er schreibt an seinem Arbeitsplatzcomputer, jemand sagt, ein Flugzeug sei in einen Turm geflogen. Zwei Kolleginnen verlassen das Büro, um zu sehen, was passiert ist. Er hört Feuerwehrsirenen und dann einen Knall, er verläßt das Büro, er trifft seine Kolleginnen auf der Straße, die gelähmt auf die gigantischen Schlote starren. Sie entscheiden, sich in Sicherheit zu bringen, dann schlägt ein Donnerlärm auf sie nieder, sie stolpern, der Turm sinkt, sie rennen, aber sie merken, daß sie einen Fehler machen. Sie rennen Manhattans Südspitze entgegen, wo kein Ausweg ist außer der Hudson-Fluß - hinter ihnen die Wolke wie ein röhrender riesiger weißer Luftballon, der sich unaufhaltsam ausdehnt, vor ihnen das Wasser. Als die Wolke die Flüchtenden verschluckt, verschwindet Licht. Es ist dunkel, sagt er, dunkel wie die Nacht und dann wird es braun und dann sieht er den Schatten der Fähre. Die drei springen auf das Deck, das Schiff legt ab und eilt nach Staten Island, ein Kilometer entfernt. Auf dem Boot sieht G. hunderte blutige, mit Staub überzogene Menschen, die den Türmen entronnen sind. Sie wirken abwesend, sie lehnen an der Reeling und sehen, wie vor ihnen das Leben zerfällt.

*

Jemand erzählt die Geschichte des Franzosen, der vor wenigen Tagen eine junge Sekretärin kennenlernte. Sie arbeitet für eine Brokerfirma im World Trade Center. In diesen duftenden, goldenen Tagen des Spätsommers verlieben sie sich. Sie spazieren im Park, sie berühren sich, sie treffen sich am Abend und die junge Frau übernachtet bei ihm. Es ist eine lange Nacht voller Freuden und Glück und Lachen und früh am Morgen erst schlafen beide ein. Die Sekretärin hört den Wecker nicht. Sie verschläft, sie ruft ihre Firma an, aber die Telefonleitungen sind längst unterbrochen. Ihre Firma ist ausgelöscht.

*

Am Nachmittag ist der Himmel leer. Nur Düsenjäger patrouillieren. Am Pier in Höhe 72nd Street blicken einige Dutzend Menschen zum Süden auf eine massive graue Himmelswand. Sie flüstern. Wir spüren, daß die Stadt erstmals in ihrer Geschichte Energie verliert. Am Times Square sind die Lichter erloschen, der Asphalt erkaltet. Ein paar Touristen streiten sich über den Weg zu ihrem Hotel. Das gelbe Leuchtband der Großbank Stanley Morgan rast noch um den Häuserblock. Doch statt Aktienpreise wiederholt es die Telefonnummer eines Hilfsdienstes für Familienangehörige. Die Firma hatte fünfzig Stockwerke des World Trade Centers belegt, Arbeitsplatz für 3.500 Menschen. Wir kommen nicht weiter als bis zur 34. Straße. Polizisten riegeln das Gebiet ab und treiben uns langsam vor sich her. Geht, rufen sie, geht. Jemand sagt, daß Bombendrohungen gegen die beiden Bahnhöfe der Stadt, Penn Station und Grand Central Station, eingegangen sind.

*

In der Nacht liegt die Stadt bewußtlos da, die Augen weit geöffnet. Südwind regt sich und langsam legt sich der Geruch der zerbombten Wolkenkratzer wie ein Laken über die nördlichen Viertel. Zuerst riecht es nach verkohltem Holz, dann nach verbranntem Plastik. Die Nachbarin in der oberen Etage putzt stundenlang und ohne Unterbrechung den Boden, bis ihre Gefühle endlich ins Bewußtsein vorstoßen. Dann herrscht völlige Stille. In tausenden Wohnungen warten Menschen auf ein Lebenszeichen.

*

Hunderte drängen sich auf dem Union Square, der an die 14th Street grenzt, der Demarkationslinie der Tragödie. Sie schauen zu Boden, denn Schüler haben Papierrollen ausgelegt. Leute malen, schreiben Gedichte oder zitieren den Koran. Am Subway-Eingang entrollt eine junge Frau ein Plakat. Es ist mit hunderten Figuren bemalt, ein Meer von Strichmännchen in allen Farben, die auf den Schultern der anderen

stehen, mittendrin zwei Löcher in der Form der World Trade Türme. Darunter schreibt die Frau: "Wir stehen immer noch." Ab und zu hebt ein junger Mann seine Stimme. Er listet Gegenstände auf, die dringend von den Rettungsmannschaften gebraucht werden: Socken, Wasser, Arbeitshosen, Handschuhe, Nahrungsmittel in Dosen, Batterien für Mobiltelefone. An der Treppe geraten einige Leute in Streit. Ein Mann mit Zopf redet über Schuld, über Amerikas Sünden in der Welt. Wir bekommen von der Welt, was wir geben, sagt er. Eine Frau mit einem kleinen Hund auf dem Arm sagt, Amerika habe keine Werte mehr. Sie sagt, Amerika glaubt, es könnte Seelen kaufen. Das sind poetische Reden, ruft ein anderer Mann von der obersten Treppenstufe herab, das sind poetische schöne Reden, was Amerika braucht, sind Taten. Die Drei beschuldigen sich, sie streiten ab, sie sind gereizt. Sie widersprechen sich nicht, aber sie schreien sich an. Endlich verlangt ein Junge Frieden und Respekt. Die Stimmen verklingen, außer die Stimme des Helfers, der Wasser, Arbeitshosen und Batterien anfordert. Auf der anderen Straßenseite redet der ehemalige Präsident Bill Clinton mit Polizisten.

*

Wir überqueren die 5th Avenue in Höhe der 8th Street und blicken zu Boden. Wir wissen, wenn wir auf der Straßenmitte südwärts sehen, sollten sich zwei schlanke Türme hinter dem alten Washington-Bogen des Village erheben. Und zu dieser Zeit des Tages, an der die Sonne über dem Hudson steht, sollten ihre Fassaden golden glänzen. Aber als wir in die 6th Avenue biegen, bleibt uns keine andere Wahl als aufzublicken. Am Ende der Avenue ist ein Loch in der Luft, ein Betrug, ein Alptraum mit Brandgeruch. Wir atmen schwer, denn sie haben uns ein Loch ins Herz gebombt. Die Menschen tragen Nationalfahnen und Schutzmasken. Ihre Augen sind gerötet. Die Straßen sind frei für Fahrzeuge von Militär, Polizei und Feuerwehr, und jedesmal, wenn Feuerwehrgewagen mit erschöpften Männern den Schreckensort verlassen oder zurückkehren, treten die Menschen an den Straßenrand und applaudieren.

*

Am schlimmsten sind die Flugzettel. Überall hängen die Flugzettel, auf Laternenpfählen, in Bushaltestellen. Die Scheibe des Ray's Pizza Restaurants 11th Street, 6th Avenue ist übersät mit Flugzetteln: lachende Gesichter, Menschen in Partylaune, alte Menschen, junge Menschen, Leute aller Hautfarben und Kulturen. Eine junge Frau strahlt von einem Flugzettel, sie blickt uns zuversichtlich entgegen, sie liebt Menschen, sie vertraut uns, sie heißt Giovanna Gambale. Zuletzt wurde sie im 102. Stockwerk des Turms Nummer 2 gesehen, steht geschrieben. Jemand hat die Etagezahl sorgsam ausgestrichen und mit Kugelschreiber darübergeschrieben: 104. Stockwerk. Eine Telefonnummer. Bitte anrufen, wenn Sie Giovanna sehen. Sie hat den Spitznamen "Gennie". Kevin Williams hat ein volles Gesicht, er trägt einen Sonntagsanzug, hinter ihm eine Hochzeitgesellschaft, er ist neugierig und es scheint, er ist im Begriff zu lächeln. Er wiegt 195 Pfund. Er ist 24 Jahre alt. 96. Stockwerk, Turm Nummer 1. Bitte rufen Sie an, wenn Sie ihn finden. Ein älterer Herr lehnt sich an ein Hotelgeländer, hinter ihm Palmen, Meer, Urlaubsstimmung. Darunter die kurze Mitteilung: Das ist Richard Rosenthal. Wenn er Ihnen begegnet, rufen Sie bitte seine Frau an, Loren Rosenthal. Wir stehen in einer großen Traube vor der Scheibe, und es ist, als ob wir in kleine Spiegel sehen. Eine rundliche Frau hängt einen Zettel mit dem Bild der jungen Angela McDey auf. Die Frau dreht sich um, sie sieht über uns hinweg, sie ist entschlossen, sie weiß, daß sie ihre Tochter finden wird, sie hat einen Laternenpfahl mit Platz für Flugzettel entdeckt und wir treten zur Seite.

*

In der Würdestille der Stadt hören wir vereinzelt Schreie nach Vergeltung, die nichts anderes als Schreie von Verzweifelten sind. Ein Mann zieht einen Jungen von vier oder fünf Jahren hinter sich her. Er brüllt den Jungen an. Dein Vater muß jetzt in einen gottverdammten Krieg, weißt du das, dein Vater muß jetzt in die arabische Welt, schreit der Mann. Schrecken verzieht das Gesicht des Kleinen. Er sieht zu

Boden, als fühlte er sich schuldig. Er ist verwirrt, er versteht die Worte nicht, aber er spürt die großen Emotionen dieses Tages. Er hält sich fest an der Hand seines Vaters, er sucht den Körperkontakt zur Menschlichkeit, während seine Zukunft einer Wolke aus Feuer und Staub zustrebt.

www.springwords.com

© 2001 **springwords ventures** Bernd Hendricks N.Y.